Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 1

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Homo ludens

J. Huizinga: Homo ludens. Versuch einer Bestimmung des Spielelementes der Kultur. — Pantheon, Akademische Verlagsanstalt, Amsterdam 1939.

Es sind eben fünfundzwanzig Jahre vergangen, seit der Verfasser dieses Buches sein Amt an der Leidener Universität angetreten hat. So selbstverständlich wir ihn heute als Historiker kennen, so sehr zögerte er damals, sich ganz der Geschichte zu widmen. Die historische Forschung im strengen Sinn führt den fragenden Geist nicht viel weiter in die Vergangenheit hinauf als es Urkunden gibt, und Huizingas Auftrag wies ihn überdies in die engen Schranken einer vorwiegend europäischen Vergangenheit. Sein Herz hing damals an ferneren Dingen. Sprachvergleichung und indische Philologie waren die Fächer, denen seine erste Forschung und seine erste akademische Lehrtätigkeit vor seiner Leidener Zeit gegolten hatten. Nach einem Vierteljahrhundert kehrt er nun zu den weiten Horizonten seiner Jugend zurück und — schenkt uns den „Homo ludens".

Man fürchte nicht, dass der Verfasser, der im „Herbst des Mittelalters" die Leser einst durch seinen Sinn für das Bildhaft-Repräsentative gewonnen hatte, uns jetzt auf eine Kulturtheorie verpflichten wolle. Es liegt ihm fern, die Kultur als Spiel zu deuten oder aus einem Spieltrieb zu erklären. Schillers 14. Brief zur ästhetischen Erziehung des Menschen klingt nur eben in einem späten Kapitel von ferne an. Was ihn fesselt, ist nicht der Spieltrieb als solcher, sondern die Spielqualität, die den kulturellen Aeusserungen im Rechtsleben, im Krieg, in der Dichtung, im Wissen, in der Kunst bis auf die Höhe ihrer reichsten Entfaltungen eigen bleibt. „Kultur in ihren ursprünglichen Phasen wird gespielt. Sie entspringt nicht aus Spiel ... sie entfaltet sich in Spiel und als Spiel".

Wenn Jacob Burckhardt einst das „Agonale" als eine Grundform des griechischen Lebens erkannt und es zugleich als etwas spezifisch Griechisches verstanden hatte, so verfolgt Huizinga die Spielformen im universalen Kreis aller uns bekannten menschlichen Kulturen, sowohl im romanisch-germanischen Bereich Europas als im arabischen, indischen, chinesisch-japanischen, kurz in jenem orbis terrarum, der für Huizinga das Land seiner philologischen Jugend und für den Holländer seine Heimat zur See bedeutet.

Heute, wo alles in einem barbarischen Ernst zu ertrinken droht, ist es eine der erstaunlichsten Feststellungen, dass, wo immer Kultur auftauchte, sie die Formen eines Spiels annahm. „Man muss Ernst machen mit dem Ernsten, und es ist Gott, der alles seligen Ernstes wert ist;

chin
das
mat

der Mensch aber ist dazu gemacht, ein Spielzeug Gottes zu sein, und das ist wirklich das Beste an ihm. So muss denn jedermann, ein Mann so gut wie eine Frau, dieser Weise folgend und die schönsten Spiele spielend das Leben leben, gerade umgekehrt als jetzt ... Sie halten ja den Krieg für ein ernsthaftes Ding ... im Kriege aber gibt es weder nennenswertes Spiel noch nennenswerte Bildung ... Das Friedensleben also muss ein jeder so gut wie möglich verbringen. Wie ist dann die rechte Weise? Spielend muss es gelebt werden, gewisse Spiele spielend, opfernd, singend und tanzend, um die Götter gnädig zu stimmen, um die Feinde abwehren und im Kampf besiegen zu können."

Die Spiele, auf die Plato mit den zitierten Worten seines politischen Spätwerks hindeutet, sind heilige Spiele. Heiliges Spiel ist nun aber nicht nur die Urform für griechisches und christliches Drama, sondern auch z. B. für Rechtshandlung und Prozess, für Kriegseröffnung und Friedensschluss, für Königskrönung und Bischofsweihe, für Disputation und Dialog, für Mythendichtung und Liebeslyrik, endlich für jene Kunst, die für einige unserer Sprachen dauernd ausdrückliches Spiel bleibt: für die Musik. Erst wenn man die Fülle der kulturellen Formen einmal konsequent sub specie ludi betrachtet, ergeben sich die sonderbarsten und aufschlussreichsten Perspektiven, wie diejenige von der englischen Richterperücke auf die afrikanische Tanzmaske, von unseren ländlichen Sittengerichten der Knabenschaften auf die Trommelwettkämpfe der Eskimos zwecks Schlichtung von Rechtshändeln, von den Religionsgesprächen der Reformationszeit auf den Agon der Sophisten frühgriechischen Altertums oder auf die kosmogonischen Fragespiele der vedischen Hymnen. Die Räume, an die bedeutsame kulturelle Handlungen der Gemeinschaft gebunden bleiben, sind ihrem Ursprung und ihrer Form nach im Grunde abgesteckte Spielräume: Gerichtsstätte und Turnierplatz, Kirchenraum und Tempelbezirk, Bühne und Konzertsaal. Aus der Spielsphäre entfernt sich die Kultur, je älter, je differenzierter sie wird. Sie wird ernst und verliert an Spielqualität. Aber das heilige Spiel der Urzeiten hatte den Ernst nicht ausgeschlossen, im Gegenteil. Nur die Formen des Spieles wurden als angemessener Ausdruck für tiefste Anliegen empfunden. Wie spät aber gerade der gemeinsame Spielcharakter so verschiedenartiger Aeusserungen wie des Agons, der Liturgie und des Kinderspieles erkannt wurde, zeigt Huizinga in einem seiner ersten Kapitel durch Untersuchung der Spielausdrücke und des Spielbegriffs in den Sprachen. In einem der letzten Kapitel gibt er eine Uebersicht über die Geschichte des Spielfaktors in den historischen Epochen und kommt zu der einleuchtenden Feststellung, dass bis ins 18. Jahrhundert unser europäisches Leben überall von Spiel durchsetzt war. Dann folgt der Ernst des neunzehnten. Heute dringen Spielformen von neuem vor, zuweilen sehr unheilige ...

Huizinga bleibt während der ganzen Untersuchung, so weit ihr Rahmen auch gestreckt sein mag, der Historiker in seinem Gehäus. Nirgends überschreitet er die Grenzen zur Philosophie hinüber. Der naive Leser und der Philosoph werden das bedauern. Sie werden im Erstaunen

über die enge Verknüpfung von Agon und Kinderspiel dem Verfasser einerseits vorwerfen, er habe seinen Spielbegriff zu weit gespannt; andrerseits werden sie das spielende zum ästhetischen und zum moralischen Verhalten genauer geklärt haben wollen. Huizinga ist soweit gegangen als ihm sein historisch-philologisches Forschungsinstrument sichere Erkenntnis versprach, weiter nicht. Gerade diese Beschränkung verleiht dem Werk seine innere Geschlossenheit.

Die deutsche Uebersetzung, auf die wir mit diesen Zeilen hinweisen möchten, ist binnen Jahresfrist dem holländischen Original gefolgt. Sie scheint uns als Neuguss des Textes wohlgelungen und so sicher, dass auch die leichten Batavismen, denen man da und dort begegnet, nur als Zusammenklang mit dem Original empfunden werden. Einige sachliche Korrekturen und Erweiterungen des Autors erhöhen den Wert der deutschen Ausgabe.

Werner Kaegi.

Arthur Schopenhauer

Man kann sich fragen, ob ein neuerer Philosoph der seelischen Stimmung unserer Tage gemässer sei als Schopenhauer, der in einer Epoche wachsenden Fortschrittsglaubens ein gewaltiges Fragezeichen hinter den menschlichen Wert jeden Fortschrittes gesetzt hatte, er, dessen Denken der tiefsten indischen Erkenntnis und der kunstvollsten Philosophie des Abendlandes, der platonischen, innigst verwandt ist. In Zeiten so gewaltiger Erschütterung der Gemüter, wie sie der neue Krieg, zwanzig Jahre nach Beendigung des letzten Wettkampfes, auslöst, mag mancher in Verzweiflung an so manchem laut verkündeten „Kulturwert" in der abgründigen Mystik Schopenhauers Trost finden.

Abgesehen von einer „Aktualität" solcher Art ist Schopenhauer eine der lebendig gebliebenen Gestalten der deutschen Philosophie, repräsentativ für die Kultur Deutschlands; er ist ein selten unabhängiger Geist, der als reiner Privatmann, leidlich gesichert durch ein kleines Vermögen, das er bürgerlich verwaltete, öffentlichen Dienst und Besoldung ablehnt, um ausschliesslich der Erarbeitung und Veröffentlichung seiner Lehre zu leben und so jener besten antiken wie neueren Tradition des Abendlandes zu folgen, eben der erkannten Wahrheit um ihrer selbst willen zu dienen, frei von kleinen oder grossen Schranken, in die etwa die Philosophielehrer staatlicher oder religiöser Institute gebannt sein mögen.

„Niemandem war er untertan." — Die Freiheit des schopenhauerischen Denkens faszinierte viele eigenwillige Menschen und wir sehen das eigentümliche Phänomen, dass künstlerische Naturelle von ihm ergriffen wurden; die Reihe der Herwegh, Richard Wagner und Friedrich Nietzsche (den man als philosophischen Artisten wird bezeichnen dürfen) schliesst vorläufig Thomas Mann. Man musste eine Ausdeutung Arthur Schopenhauers (Schriftenreihe „Ausblicke" Bermann-

Fischer Verlag, Stockholm, 1938) durch diesen grossen Schriftsteller erwarten, wenn man jene Stelle der „Buddenbrooks" mit dem Anteil aufgenommen hatte, mit der sie geschrieben wurde, jene Todestrunkenheit atmenden Sätze aus dem berühmten Jugendwerk, meinen wir, in denen beschrieben ist, wie der hanseatische Ratsherr das Kapitel des Hauptwerkes Schopenhauers „Ueber den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich" liest und darüber meditiert „«Wo ich sein werde, wenn ich tot bin?» fragt Thomas Buddenbrook. «Aber es ist so leuchtend klar, so überwältigend einfach! In allen denen werde ich sein, die je und je Ich gesagt haben, sagen und sagen werden: besonders aber in denen, die es voller, kräftiger, fröhlicher sagen ... Ich liebe euch alle, ihr Glücklichen, und bald werde ich aufhören, durch eine enge Haft von euch ausgeschlossen zu sein: bald wird das in mir, was euch liebt, wird meine Liebe zu euch frei werden und bei und in euch sein ... bei und in euch allen!...»"

„Man verzeihe doch — schreibt Thomas Mann hierzu — die Wiederanführung dieser Jugend-Lyrik, eingegeben von dem Rausch, in den ein metaphysischer Zaubertrunk den Zwanzigjährigen versetzt hatte! Ich bezeuge, dass die organische Erschütterung, die er bedeutete, nur mit der verglichen werden kann, welche die erste Bekanntschaft mit der Liebe und dem Geschlecht in der jungen Seele erzeugt, — und dieser Vergleich ist nicht zufällig. Das Zitat aber geschieht, um zu zeigen, dass man im Sinn eines Philosophen denken kann, ohne im geringsten nach seinem Sinn zu denken, will sagen: dass man sich seiner Gedanken bedienen — und dabei denken kann, wie er durchaus nicht gedacht haben will. Hier dachte freilich einer, der ausser Schopenhauer auch schon Nietzsche gelesen hatte und das eine Erlebnis ins andere hineintrug, die sonderbarste Vermischung mit ihnen anstellte. Aber worauf es mir ankommt, ist der naive Missbrauch einer Philosophie, den gerade Künstler sich wohl zu «schulden» kommen lassen, und auf den ich hindeutete, als ich sagte, dass eine Philosophie oft weniger durch ihre Moral und Weisheitslehre wirkt, die die intellektuelle Blüte ihrer Vitalität ist, als durch diese Vitalität selbst, ihr Essentielles und Persönliches, — durch ihre Leidenschaft also mehr als durch ihre Weisheit." Man erkennt hier, sozusagen im Keime, den modernen Psychologismus, den Thomas Mann als zulässige Methode für die Geisteswissenschaften ansieht. Die „biologische" Terminologie — z. B. „gesund" und „krank" als Werturteil angewandt wie häufig von Nietzsche — lehnt er jedoch ab: „Viel zu viel und auf eine verwirrende Weise hat Nietzsche mit diesem biologischen Gegensatz gearbeitet und eine falsche Gesundheit auf den Plan gerufen, die heute das Geistige, woran Europa genesen könnte, zertrampelt. Er selbst aber bedeutet einen Schritt weiter im Leiden, im Raffinement und in der Modernität — besonders in der Eigenschaft, in der er so ausgesprochen wie nirgends sonst der Schüler Schopenhauers ist, nämlich als Psycholog. Schopenhauer, als Psycholog des Willens, ist der Vater aller modernen Seelenkunde ..."

von ihm aus gehe eine „gerade Linie" zu Freuds und seiner Nachfahren Tiefenpsychologie. — Das ist eine recht problematische Einreihung des grossen Philosophen. Richtig dagegen ist die bedeutsame Feststellung, dass Schopenhauer Humanist ist, nicht nur im schulmässigen Sinn, sondern auch darin, dass er bei aller „Misanthropie" dennoch und zutiefst „ein Verehrer des Menschen nach seiner Idee, von stolzer, humaner Ehrfurcht erfüllt ist vor der «Krone der Schöpfung», die ihm, ganz wie dem Autor der Genesis, der Mensch, die höchste und entwickeltste Objektivation des Willens bedeutet." —

Wir zeigten in diesen Blättern vor einigen Jahren den Beginn der Neuausgabe der Sämtlichen Werke Arthur Schopenhauers an, welche der Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig „nach der ersten von Julius Frauenstädt besorgten Gesamtausgabe" in der neuen Bearbeitung von Arthur Hübscher unternahm. Wir machen mit Freude auf den Fortgang dieser Edition aufmerksam. In angenehmer Ausstattung, sauberem Druck und klarer Einteilung liegen sechs Bände vor, welche die Einleitung des Herausgebers, Lebensbild, Schriften zur Erkenntnislehre, Welt als Wille und Vorstellung, Schriften zur Naturphilosophie und Ethik und den ersten und zweiten Teil der Parerga und Paralipomena enthalten. Diese ganze Ausgabe ist auf sieben Bände angelegt, der letzte soll neben frühen Schriften und einer Uebersetzung aller fremdsprachigen Zitate als Neuerung ein ausführliches Schlagwortregister bringen.

Schopenhauer selbst hat wiederholt den Wunsch ausgesprochen, dass beim Verlag Brockhaus seine sämtlichen Arbeiten vereint erscheinen möchten. „Es ist jetzt Zeit, dass Sie hinsichtlich einer Gesamt-Ausgabe meiner Werke einen Entschluss fassen", schrieb er unterm 12. Dezember 1859 an den Verleger. Aber schon im folgenden Jahr starb Schopenhauer und überliess seinem getreuen Schüler Frauenstädt die Betreuung seines Werkes. Dieser und der Verlag Brockhaus übergaben der philosophisch interessierten Welt die erste, und für lange Jahre einzige, Ausgabe, die alle Arbeiten Schopenhauers umfasste. Der Verlag Brockhaus blieb Schopenhauer treu; er erklärt, dass „der letzte in schlimmster Nachkriegszeit erfolgte Plattendruck der Bedeutung des Schopenhauerschen Werkes nicht mehr entsprechen konnte." Da nach modernen Prinzipien eine umfangreiche philologische Bearbeitung der Texte erfolgt war, musste die Neuausgabe dieser Rechnung tragen, und der Verleger unterzog sich dem von ihm empfundenen officium nobile und beauftragte Arthur Hübscher, einen Schopenhauer-Kenner von seltener Hingabe an seinen philosophischen Meister, dessen „Sämtliche Werke" herauszugeben. So entstand in schwerer Zeit diese Edition, die Zeugnis ablegt von dem erstaunlichsten Gelehrtenfleiss des Herausgebers wie von dem Mut und der Opferwilligkeit des Verlages Brockhaus.

Der philologische Apparat dieser Ausgabe ist durchweg in den Anhang verwiesen, sodass der Fluss der Sätze nirgends durch gelehrte Anmerkungen unterbrochen wird — ausser denen, die Schopenhauer selbst seinem Text beifügte — und das Auge mit bibliophilem Wohlgefallen

ausz
ableg
von

über die schön gesetzten Seiten gleitet. Der glänzende Schriftsteller, der Schopenhauer ist, kommt also dem literarisch geniessenden Leser in einem schönen Gewand vors Auge. — Darüber hinaus ist diese neue Ausgabe des „pessimistischen Philosophen" für die wissenschaftliche Arbeit unentbehrlich.

Wir hoffen, dass es dem Verlag, trotz der Ungunst der Zeiten, möglich sein wird den letzten siebenten Band zu liefern und damit sein höchst beachtenswertes Unternehmen — den Brockhaus-Schopenhauer — glücklich zu beenden.

Paul Schmitt.

Ein unbekannter Brief Richard Dehmels

Der deutsche Dichter Richard Dehmel (1863—1920), der mit seiner Lyrik in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen ist, meldete sich, 51jährig, beim Ausbruch des Weltkrieges im Jahre 1914 als Kriegsfreiwilliger und machte den grössten Teil des Feldzugs mit. Er kehrte 1917 schwer erkrankt in seine Heimat zurück.

Ein Brief des Dichters aus dem Jahre 1916 aus dem von den Deutschen besetzten Kowno dürfte gerade heute wieder besonders aktuell sein. Er lautet:

„Liebes Mutterchen!

Dein und Noschtens langer Brief liegt nun schon acht Tage in meinem Schreibtischkasten, ohne dass ich Zeit zur Antwort fand. Meine Kanzleiarbeit ist recht unerquicklich; lauter öde Registraturschreiberei, zu der die Intelligenz eines Polizeidieners ausreichen würde. Und der meiste Krimskrams ganz zwecklos, bloss behördliche Chikaniererei der Bevölkerung (von Kurland bis Bialystok) und grade der gebildeten Bevölkerung, nämlich aller Leute, die Bücher und Zeitschriften kaufen oder verkaufen. Anfangs wurden hier der deutschen Verwaltung viel Sympathien entgegengebracht, jetzt wird schon allenthalben gemurrt: die preussische Fuchtel ist ärger als die russische Knute. Ich werde versuchen, ob ich in meinem Amtsbereich einen anständigen Betrieb durchsetzen kann; aber das ganze System der Ueberwachung ist so verzwickt, dass ich wenig Hoffnung auf Erfolg habe. Also werde ich es wohl nicht lange hier aushalten; ich lasse mich dann zum Garnisondienst versetzen, der zwar ebenso stumpfsinnig ist, aber wenigstens nicht niederträchtig. Sonst liesse sich's hier recht gut leben. Die Stadt liegt entzückend, am Zusammenfluss der Memel und Wilja, rings bewaldete Anhöhen, viel alte Eichen, Eschen und Silberpappeln. Die Quartiere bequem, da die innere Stadt (früher 80 000 Einwohner, jetzt 30 000) durch unsere Beschiessung wenig gelitten hat. Die Einwohner willig und anstellig; radebrechen fast alle deutsch. Die Verpflegung zwar teuer, aber reichlich; keine Spur von Hungersnot. Die Kameraden und Vorgesetzten im geselligen Verkehr sehr liebenswürdig, sodass man eigentlich nicht begreift, wieso die Herren als Amtspersonen unausstehliche Quengelfritzen sind; es liegt eben an dem

berühmten Kanzleizopf, auf den zwar Jeder ausgiebig schimpft, an dem aber keiner zu rütteln wagt, aus Furcht, dass der Staat dann entzweigehen könnte. Uebrigens ist die Geselligkeit nicht lästig; kein fortwährender Saufzwang wie an der Front, weil die meisten froh sind, wenn sie nach den Bürostunden ein bisschen herumspazieren können. Die Gegend bietet viel schöne Aussichtspunkte, und das Wetter ist noch immer so mild, als ob hier nicht Nordrussland wäre, sondern Norditalien. Man kann sich auch mal einen Wagen anspannen lassen und irgendein altes Schloss oder Kloster in der weiteren Umgebung besuchen; die russischen Pferdchen sind sehr flink, nicht so klapprig wie die Berliner Droschkengäule. Nächstens will mich unser General sogar mit dem Auto spazieren fahren; und all das Vergnügen umsonst, höchstens ein Trinkgeld an den Kutscher.

Nun werdet Ihr wohl bei Euch denken: „Mein Herzchen, was willst du noch mehr?" Aber was hilft die angenehmste Umgebung, wenn man unleidliche Arbeit verrichten muss; siehe Schiller, Pegasus im Joch. Du hast halt einen wunderlichen Jungen auf die Welt gesetzt, mein olles Muttchen!

Mit innigen Grüssen an Euch Alle

Euer Richard.

Werdendes Soldatentum

„Werdendes Soldatentum" von Gustav Däniker, Oberst und Kommandant des Gebirgs-Infanterie-Regiments 20 (Verlag Hallwag, Bern 1940)

Es braucht heute keinen Mut mehr, sich zum Soldatentum zu bekennen. Presse und Nichtsoldaten überbieten sich gegenseitig im Lob der Vaterlandsverteidiger. Volk und Armee geben sich als unzerstörbare, im Denken und Fühlen gleich gerichtete Einheit. Es scheint, als ob der Gegensatz zwischen Bürger und Soldat, den man in den letzten zwanzig Jahren nicht genug betonen konnte, verschwunden sei.

Bei näherm Zusehen sind die Verhältnisse allerdings anders. Das Bild des Soldaten, wie es von einem grossen Teil der Presse verkündet wird, besitzt einen romantischen Anstrich und bedeutet meist nichts anderes als die Projektion der bürgerlichen Ideale in eine verklärt heroische Atmosphäre. Auf diese Weise entwickelte sich in weiten Kreisen, besonders bei den Frauen und der heranwachsenden Jugend, eine unrichtige Vorstellung von den Anforderungen, die der heutige Krieg an seine Funktionäre stellt. Statt Ernst und Nüchternheit erwartet man vom Soldaten sorglose Fröhlichkeit und naive Gläubigkeit, statt bewusster, harter Männlichkeit nur sentimentale Hingabe. Wenige erkennen die Wandlung, die der europäische Soldat im ersten Weltkrieg und in den nachfolgenden Jahren durchgemacht hat. Selten wagt es bei uns einer zu sagen, dass die im Felde geltenden Gesetze den bürgerlichen Idealen nicht nur fremd sind, sondern ihnen bis zu einem gewissen Grade feindlich gegenüberstehen.

man
bew
ker

Umso erfreulicher ist jeder Versuch, der Illusion entgegenzutreten, wonach unser Heer gewissermassen die Nation im Sonntagskleid darstellt. Die Armee erhebt zwar mit Recht den Anspruch, der beste und wichtigste Teil des Volkes zu sein. Aber sie muss sich, und daran fehlt es noch, ihrer Eigenart bewusst werden, um ihr eigenes Lebensgesetz zu finden. Diese Selbstgestaltung hat mit Selbstkritik zu beginnen. Es wäre ein Zeichen der Schwäche, wenn wir diese Kritik fürchteten, aus Angst dadurch unser Selbstvertrauen zu untergraben oder dem Feind eine Schwäche zu verraten. Wären die Misstände wirklich gross, so hätte ein allfälliger Gegner hievon längst Kenntnis. Handelt es sich jedoch nur um kleinere Unzulänglichkeiten, wie sie jede Armee aufweist, so können sie durch eine sachliche Kritik korrigiert werden, ehe sie sich zu unserm Verderben auswachsen.

Unser Land befindet sich in einem schwer zu lösenden Dilemma. Der heutige Krieg stellt an der Front und im Hinterland an das ganze Volk bisher unbekannte Anforderungen an die Gefechtsschulung und die Disziplin, die nur in langer, harter Zucht gewonnen werden können und eine bedingungslose Bejahung soldatischer Haltung verlangen. Auf der andern Seite stellt sich der politische Wille unseres heutigen Staates dieser umfassenden Bindung und Beanspruchung durch den totalen Krieg entgegen, so dass sich der Bürger sträubt, mit seinem ganzen Wesen Soldat zu werden. Und doch ist heute ein Durchhalten in den Augenblicken des Kampfes wie während den langen Wartezeiten nur möglich, wenn die Armee sich ohne innere Reserve den Anforderungen des Soldatentums hingibt. Gelingt uns dies nicht, dann sind wir gegenüber allen Armeen, die mit letzter Einsatzbereitschaft kämpfen, unterlegen. Wir sind daher aus Gründen der Selbsterhaltung gezwungen, das soldatische Wollen und Können mit allen Mitteln zu fördern, auch wenn sich dadurch gewisse innere Formen des Staates wandeln.

Gustav Däniker versucht dieses keimende Soldatentum, das allen Stürmen des Krieges standhalten soll, durch Kritik und Aufmunterung zu fördern. Als Regimentskommandant gab er seinen Hauptleuten während des Aktivdienstes die vorliegenden Weisungen, die nun beinahe unverändert an der Oeffentlichkeit erscheinen. Wenige Schriften sind in dieser Weise geeignet, uns beim Erziehen unserer Milizarmee zum Kriegsgenügen zu helfen. Schon General Wille hat die Hauptarbeit der Erziehung den Einheiten und ihren Kommandanten übertragen. Sie beginnt mit der unerbittlichen Härte der Führer gegenüber sich selbst und den Untergebenen. Viele Vorgesetzte müssen erst lernen, mutig und verantwortungsbewusst, unabhängig von Stimmungen der Mannschaft, von ihren Leuten unentwegt einwandfreie Leistungen zu fordern. Unermüdliche Kleinarbeit an sich selbst und an den Anvertrauten ist hiezu notwendig. Nur dann wird dem Bürger im Wehrkleid die soldatische Haltung und Pflichterfüllung selbstverständlich.

Dieser innern Erziehung geht die taktische Schulung für das Gefecht parallel. Sie hat die vollkommene Sicherheit und eine nieversagende Beherrschung der Waffen zum Ziel. Diese besteht nicht im

Erlernen eines bestimmten Schemas, sondern im Erfassen einfacher Grundsätze der Kampfführung. Däniker gibt eine Reihe von Hinweisen für die Praxis, die sich auf das Gebiet der Einzelprüfungen und der eigentlichen Gefechtsübungen beziehen. Die Ausbildung darf auch während dem Stellungsbau nicht vernachlässigt werden, denn die besten Betonstände nützen nichts, wenn sie nicht von gewandten Verteidigern besetzt sind. Bei den Grabarbeiten verliert der Soldat leicht die Einsicht in die Notwendigkeit der Kampfschulung. Durch theoretische Aufklärung und praktische Uebungen muss die Mannschaft immer wieder darüber belehrt werden, von welch entscheidender Wichtigkeit das gefechtsmässige Können ist, das nur durch dauerndes Training kriegsgenügend bleibt.

Soldaten und Nichtsoldaten begehen in unserm Land vielfach den Irrtum, nur ihrem „gesunden Verstand" zu vertrauen und zu meinen, er diktiere auch auf dem Schlachtfeld das richtige Handeln. Dem gegenüber steht die Erfahrung aller kriegsgewohnten Völker, wonach „vorne im Kampf, in der Zone des Todes, die Fähigkeit, klar und einfach zu überlegen und zu denken, abhanden kommt." Wir müssen der Ueberbewertung des Intellekts entgegentreten und dürfen uns des ständigen Uebens der einfachsten Dinge nicht schämen. „Die Gefechtsausbildung wird auf zu komplizierten aber bekannten Lagen aufgebaut, anstatt dass als Ausgangspunkt einfache, aber unbekannte Lagen gewählt werden." Die Gefechtsschulung des Mannes beschränkt sich nicht nur auf die Ausbildung im taktischen Denken, sondern hat das instinktmässige Handeln, das beim Ausschalten des Intellekts automatisch einsetzen muss, zum Ziel. Dies lässt sich aber niemals in kurzen Diensten erreichen.

Der Kampf um die soldatische Haltung stösst bei uns immer wieder auf die Schwierigkeit, dass die Offiziere in ihren Bestrebungen und Anordnungen von den Nichtsoldaten, besonders den Frauen, nicht unterstützt werden. Der freiheitsdurstige Bürger will seine scheinbare Selbständigkeit allzu oft durch ein flegelhaftes Benehmen, das er sich als Zivilist nie leisten würde, beweisen. Und doch weiss jedermann, „dass die Disziplin eine der wesentlichsten Grundlagen der Kriegstüchtigkeit ist." Hier sind weder Nachgiebigkeit noch Kompromisse erlaubt. Der Einsichtige wird sich der Notwendigkeit des Gehorsams und der Haltung fügen, der Haltlose dagegen muss durch strenge Zucht in die Ordnung des Heeres eingefügt werden. Die Strafe ist dabei das letzte Mittel der Erziehung, aber der Soldat muss wissen, dass sein Vorgesetzter nicht vor strengen Sanktionen zurückschreckt, wenn ein Vergehen entdeckt wird.

Solange unser Staat den Soldaten nur in Zeiten der Not vorbehaltlos bejaht und gewähren lässt, befindet sich das Soldatentum immer in der Defensive und gerät leicht in die Gefahr, durch Konzessionen an die bürgerliche und die politische Welt geschwächt zu werden. Dieser Gefahr müssen wir begegnen. „Das wirksamste Mittel besteht nicht in irgendwelchen negativen Abwehrmassnahmen, sondern in positiver soldatischer Arbeit mit hochgestecktem Ziele. Alle unsere Kräfte müssen dafür eingesetzt

S
beja
fer

sein, werdendes Soldatentum zu fördern..." Dazu gehört, dass wir die Forderungen täglich steigern und endlich auf das allzu dick aufgetragene Lob der unkompetenten Nichtsoldaten lächelnd verzichten. Das höchste Lob besteht für den Soldaten seit jeher im Bewusstsein seiner Pflichterfüllung, die keinen wortereichen Dank erheischt. „Nur wer in tiefstem Verantwortlichkeitsgefühl das tut, was sein soldatisches Gewissen ihm befiehlt und jederzeit imstande ist, dabei sogar seinen Kopf aufs Spiel zu setzen, der wird kompromisslos den Weg zum wahren Soldatentum beschreiten."

Uns fehlt an Dänikers Ausführungen die Beziehung dieses heute international gültigen und von allen Armeen erstrebten Soldatentums zu unserer Heimat. Der Soldat aber muss vor allem wissen, welche geistigen Werte und welches Stück Erde er liebt und verteidigen soll. Glüht in ihm nicht eine leidenschaftliche und zugleich nüchterne Liebe zu dem Land, mit dem er auf Leben und Tod verbunden sein will, dann wird der Kampf sinnlos. Däniker formt das Bild des Soldaten im Wesentlichen nach den objektiven Forderungen, die das heutige Schlachtfeld an den aktiven Kämpfer stellt. Däniker hat seit Jahren das grosse Verdienst, uns die Augen für Realitäten zu öffnen, die viele nicht sehen oder wahrhaben wollen. Es ist die Aufgabe der Generation, die heute unter den Waffen steht, unsere schweizerische Form des Soldatentums zu finden, des Soldaten, der Dänikers berechtigte Forderungen des Kriegsgenügens erfüllt, der aber den Kampf letztlich aus der Liebe zur Heimat führt. Erst wenn uns die Verbindung des technisch einwandfrei geschulten, moralisch starken Kämpfers mit dem echten Schweizertum gelingt, haben wir unser eigenes Soldatentum geschaffen, dem wir voll vertrauen können. Dieser Verbindung hat all unser Bestreben zu gelten.

Walther Allgöwer.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland